



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 12 Dezember 2018
133. Jahrgang

Als in Augsburg die Sünde zur Tugend wurde

Von der steilen Karriere der Habgier aus der Hölle der Kirche
in den Tugendhimmel des Kapitalismus

1. Worum es geht

Seit 450 Jahren zielt ein florentinischer Kunst nachgebildeter Prachtbrunnen des Gottes Merkur, des Beschützers der Händler und Kaufleute, das 1590-1630 im Renaissancestil erneuerte und davon bis heute geprägte Stadtbild von Augsburg. Kaum einer der vielen Touristen, aber auch nur wenige Augsburger ahnen, welcher revolutionärer Paradigmenwechsel sich dahinter verbirgt. Nach kirchlicher Moral galten Kreditgeschäfte und besonders Tauschgeschäfte um des reinen Geldgewinnes willen als Wucher. Dem Wucherer drohten Höllenstrafen. Wie konnte es da zu solcher Huldigung des heidnischen Handelsgottes kommen?

Anfang des 16. Jahrhunderts hatten mit der Zunahme des Handelskapitalismus kontroverse Debatten über die Untugend der Habgier an gesellschaftlicher Breite zugenommen. Eine Antimonopolbewegung beschäftigte die Reichstage. Doch die kaiserliche Politik favorisierte den Einfluss der bürgerlichen Kaufleute. Mit der Verdrängung der Zünfte bestimmten immer mehr die großen Handelsfamilien das politische Geschehen. Ein neues Menschenbild kam auf, in dem die antiken Götter der Stärke und des Glücks, des Kriegs und des Handels

das Sagen hatten. Die öffentliche Moral emanzipierte sich allmählich vom ethisch geprägten Weltbild der Kirche hin zu einer Weltsicht, in der die Freiheit des Einzelnen eine größere Rolle spielte. Die Renaissance und der Humanismus brachten neue Gedanken über das Wesen des Geldes, zum Wucherverbot sowie zu Tauschgeschäften, zum Handel, zu Monopolgesellschaften und zur sozialen Bedeutung des Reichtums.

Für die Moral des Reichtumserwerbs war das eine große Befreiung oder Enthemmung. Hier geschah der weltanschauliche Durchbruch zu einer Gesellschaft, die vom Reichtum oder genauer von akkumuliertem Kapital und seinem Produktionsdiktat, die vom Markt und seinen Zwängen immer mehr durchdrungen wird. Die Neuzeit erzählt die Geschichte vom Aufstieg der Habgier aus der kirchlichen Hölle in den heidnischen Himmel zur Rechten des Gottes Merkur und von ihrer säkularen Inkarnation als kapitalistisches Wirtschaftssystem.

2. Eine prachttvolle Stadterneuerung zum Lob des Kaisers und des Handels

Die architektonische Neugestaltung Augsburgs im Renaissancestil spiegelt eine gesellschaftspolitische Umwälzung in der Zusammen-

Inhalt

Artikel

Klaus-Peter Lehmann
Als in Augsburg ... 245

Stefan Gehrig
Eine Jugendkirche
wird erwachsen 249

Jakob Wöhrle
update 2:
Die Vätergeschichte 251

Christian Weitnauer
Beihilfesatz im Ruhestand 255

Jürgen Koch
Stall, Krippe, Kind 255

Verlinkt 255

Aussprache 257

Verein
Ruheständlertag 2019 246

Bücher 260

Ankündigungen 262

Freud und Leid 264

Letzte Meldung 264

Impressum 264

Vorankündigung

Der 11. Tag für Ruheständler und Pfarrwitwen zum Thema
„Warum die Landeskirche die Ruheständler braucht“
mit Kirchenrat Wolfgang von Andrian u.a. findet am

Dienstag, den 21. Mai 2019

im Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg statt.

Albrecht Bischoff

setzung der herrschenden Schichten wieder. Karl V. hatte nach der Niederlage des Schmalkaldischen Bundes auf dem geharnischten Reichstag in Augsburg 1548 in Absprache mit den mächtigen Geschlechtern der Stadt eine neue Verfassung oktroyiert¹. Die für die „große“ Politik oft unberechenbare Zunftverfassung ersetzte er durch ein rein patrizisches Regiment, das sich aus den ständisch-sozialen Spitzengruppen rekrutierte, die gleichzeitig die wirtschaftliche Elite der Stadt ausmachten. Damit wurde es auch dem Hause Fugger möglich, sich in der städtischen Politik Geltung zu verschaffen. Mehrere große Geschlechter teilten sich nun in fest umrissenen Konfessionsblöcken die Führung². Der patrizische Charakter des Rates und die festgeschriebene Bikonfessionalität der Ämterbesetzung machten eine konfessionell geprägte Stadterneuerung von vornherein undenkbar³. Hinzu

1 Mit diesem Reichstag wollte Karl V. die Rekatholisierung des Reiches einleiten. Seine konfessionspolitischen Absichten kreuzten sich mit dem stadtpolitischen Machtbegehren der katholischen Fuggerfamilie.

2 Katholiken: Fugger, Imhof u. a.; CA: Ehem, Hopfer, Lauginger u. a.; wechselnde Konfession: Langenmantel, Rehlinger, Welser

3 Die Bikonfessionalität galt seit dem Augsburger Religionsfrieden 1555. Anders als die katholische Konfession kannten die Protestanten keine religiöse Gestaltung des Stadt-

kommt der humanistische Einfluss seit Conrad Peutinger⁴ und die lebhaften Verbindungen nach Venedig besonders durch die Fugger, die schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Renaissance-Architektur nach Augsburg brachten⁵.

Das Kernstück der 1591 begonnenen Stadterneuerung waren drei Prachtbrunnen und das in der Innengestaltung an den Dogenpalast angelehnte Rathaus in herrschaftlichem Renaissancestil. Seine Bestimmung war als Tagungsstätte möglichst vieler Reichstage zu dienen, wozu es nie kam. Die Motive der Brunnen waren prägnant gewählt. Sie thematisierten die politische Größe der Stadt Augsburg und erhoben sie ins Mythische. Den Augustus-Brunnen gab der Kleine Rat für die 1600-Jahrfeier der Gründung Augsburgs durch ihren Namensgeber 1585 in Auftrag. Der Brunnen, der Herkules mit der Hydra kämpfend zeigt, erinnert an die für die Handwerksbetriebe der Stadt notwendige Zählung der Wasser

bildes, sondern überließen das der bürgerlichen Gesellschaft. Das kam den Interessen des Patriziats nach einem repräsentativen Stadtbild entgegen.

4 Conrad Peutinger (1465–1547), ein europäisch vernetzter Humanist und Freund Kaiser Maximilians, war 1497–1534 Stadtschreiber von Augsburg.

5 Grablege in St. Anna und Damenhof

des Lechs. Den durch internationalen Handel erworbenen Reichtum der Stadt feiert der Brunnen des Merkur. Ein Amorknabe zu Füßen des beflügelt schreitenden Gottes nimmt ihm die Flügelschuhe ab, damit er in der Stadt verbleibe und ihren Wohlstand sichere. Adler- und Hundeköpfe, Medusenhäupter und Löwenmasken symbolisieren die Gefahren, die Handel und Verkehr bedrohen, als eine eindrückliche Apologie des Unternehmerrisikos. So wird hier mit öffentlicher Pracht als Göttergeschenk angepriesen, was nach kirchlicher Moral nur in Höllenqualen enden konnte: der Tauschhandel um des Gewinns willen (Geld-Ware-Geld), die Todsünde der Habgier (*avaritia*).

3. Eine ganz neue Idee: Geld arbeitet

Mit der Ausweitung des internationalen Handels und der allgemeinen Zunahme der Kreditgeschäfte⁶ bemühten sich Theologen, die Geldtheorie den neuen Entwicklungen anzupassen. Bislang galt allein die Arbeit als die *causa activa* der Erzeugung von Reichtum. Zwar galt der Boden als Produktionsfaktor, aber es bedurfte der menschlichen Arbeit, um ihm seinen Reichtum abzugewinnen. Jeder Zins auf ein Darlehen war folglich unsittlicher

6 Damals sprach man, den wahren Sachverhalt geschickt verschleiern, vom Zinskauf.

Wucher, weil er die Arbeit des Schuldners ausbeutete. Darin war man sich im Grundsatz seit alters her einig, d.h. antike Philosophie (Aristoteles), scholastische Theologie (Thomas von Aquin) und die Reformationstheologie (Luther).

Nun bemühten sich Theologen wie Johann Eck und Humanisten wie Conrad Peutinger eine *oeconomia moderna* zu entwickeln, die den Bedürfnissen des Handelskapitals entgegenkam. Der Ingolstädter Theologe Eck wies darauf hin, dass Kapital und Arbeit die zwei unzertrennlichen Faktoren des Gesellschaftsgewinns seien... Wie der Ackerboden durch die Arbeit fruchtbar werde, so werde das Kapital erst durch die Arbeit des Kaufmanns fruchtbar⁷. Der Gewinn sei also virtuell im Geld enthalten. Das galt als Beweisargument für das Recht auf Zinsnahme. Luther hielt dagegen an der Unfruchtbarkeit des Geldes fest: Es will nicht wudeln (Gewinn abwerfen)⁸. Geld ist von Natur aus unfruchtbar und vermehrt sich nicht⁹.

4. Ein Humanist für Monopol und Habgier

Conrad Peutinger vertrat Augsburg auf den Reichstagen und schrieb Gutachten zu den Monopolfragen, um die Klagen gegen die Handelsgesellschaften, wie die Fugger, von deren Engagement und Steuergeld die Stadt enorm profitierte, abzuwehren. Manche Ökonomen feierten ihn als den Anfang der modernen Wirtschaftswissenschaften, andere erkannten hier ihre Geburt

7 Hans-Jürgen Prien, *Luthers Wirtschaftsethik*, 2012, S. 66f

8 A. a. O., S. 55

9 Martin Luther, *An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen*. Vermahnung, 1540, Günter Fabiunke, *Luther als Nationalökonom*, Berlin 1963, S. 204. Vgl. auch K.-P. Lehmann, *Den Fuckern ein Zaum ins Maul legen*, *Korrespondenzblatt* 5/17, S. 86 ff.

aus dem Geist des Unternehmerlobbyismus. Stimmen wird beides. Vier entscheidende Grundpfeiler des neuzeitlichen Wirtschaftsdenkens lassen sich bei Peutinger aufzeigen.

- Der Rechtsgelehrte Peutinger betont das private Besitzrecht des Händlers auf seine Ware, der als einziger und alleiniger Verkäufer... nach seinem Willen für diese den Preis festlegt, weil ein jeder gleichsam Herr, Besitzer, Lenker und Richter seiner Ware ist¹⁰.

- Der Stadtpolitiker Peutinger rechtfertigt den Eigennutz. Der Reichtum der Händler, die Habgier der wenigen Würde schließlich der ganzen Gesellschaft, dem Gemeinwohl nützen. Nicht nur der Händler hat ein Interesse am Reichtum, der infolge des Handels in die deutschen Lande importiert wird und dort verbleibt, sondern auch den Heiligen Kaisern, und Königen, allen Fürsten und Obrigkeiten wächst der Reichtum bei ihren Einkünften zu, die auch solche Einschränkungen keineswegs dulden könnten, und auch Privatleute würden in ihren Vorteilen gemindert¹¹.

- Der Fugger-Freund Peutinger spricht vom Unternehmerrisiko, dass honoriert werden müsse: Wer wollte denn noch Handelsgeschäfte abschließen... sich und sein Vermögen Gefahren aussetzen, wenn er seine Waren und Güter nicht zu

10 Fleischmann, a. a. O., S. 112; Luthers Kommentar dazu: Erstlich haben die Kaufleute unter sich eine Gemeine Regel, das ist ihr Hauptspruch und Grund aller Finanzen, dass sie sagen: Ich mag meine War so teuer geben, als ich kann. Das halten sie für ein Recht, da ist dem Geiz der Raum gemacht, und der Hölle Tür und Fenster alle aufgetan. Was ist das anders denn so viel: Ich frage nichts nach meinen Nächsten? (Von Kaufhandlung und Wucher, WA 15, 294f)

11 Fleischmann, a.a.O., S. 117

seinem Nutzen verkaufen kann?¹²

- Der Humanist Peutinger argumentiert in einem von kirchlicher und ständischer Ethik gereinigten Kosmos. Die Kaufleute setzen sich bei ihm nicht mit Geboten, ethischen Anforderungen auseinander, sondern mit ihrem Erfolg, Fortuna und Glück.

Bei Peutinger scheinen das ideologische Programm der Stadterneuerung sowie die ideologischen Grundlagen der Ökonomie der Neuzeit vorweggenommen.

5. Wege der Habgier im Humanismus

Mit der Wiederbelebung antiker Kulturgüter wurden nicht nur alte Ideen wachgerufen und adaptiert (Schönheitsideal), sondern auch ethische Maßstäbe in Frage gestellt. Selbst das Nachdenken über die menschliche Natur zeitigte ambivalente Ergebnisse und vereinigte sich leicht mit der Umwertung der Habgier aus dem Geist des selbstbewussten Handelsbürgertums. Der Humanist und Handschriftensammler Gianfrancesco Poggio Bracciolini, der sein Geld an der römischen Kurie verdiente, schrieb einen Dialog *de avaritia*. Er argumentierte nicht theologisch und ethisch, sondern anthropologisch, im Blick auf das allgemeine menschliche Verhalten wie er es sah. Die Habgier sei so allgemein, deswegen sei sie auch natürlich, eine zwar beklagenswerte, aber unausrottbare Eigenschaft des Menschen. Trotzdem sei sie nützlich für das Wohl der Allgemeinheit. Die Argumentationsfigur von der geheimnisvollen Verwandlung des privaten Egoismus in den gesellschaftlichen Nutzen, die wir mit dem Namen Adam Smith verbinden, finden wir also schon bei den Humanisten im 15. und 16. Jahrhundert. Für Poggio war die private Freigebigkeit der Habgierigen Fundament des Staates. Nicht anders sahen es

12 Fleischmann, a.a.O., S. 116

Peutinger und nach ihm das Augsburger Handelsbürgertum, als es durch den patrizischen Stadtrat mit dem Merkurbrunnen das Glück (Fortuna) der habgierigen Handelsbourgeoisie zum Fundament der Stadt erklärte.

Das war, wenn auch ganz anders als die Confessio Augustana (1555), gleichermaßen ein Bekenntnis, aber kein christliches, sondern ein heidnisch-ideologisches, keine Rechtfertigung des Sünders, sondern seine Selbstrechtfertigung, die Rechtfertigung der Sünde der Habgier.

6. Die Habgier auf dem Weg zur Industriegesellschaft

Schon Poggio Bracciolini hatte mit seiner Anthropologisierung der Habgier zu einer natürlichen Eigenschaft des Menschen die Tür für ein schamfreies Reden über die Habgier weit aufgestoßen. Vor einem absoluten Verdikt brauchte man sich nicht mehr zu fürchten. Denn mit der Naturalisierung der avaritia wurden die Schädigung des Nächsten und die Benachteiligung der Armen zu bedauerlichen, aber unvermeidlichen Kollateralschäden. Man redete nicht mehr über eine Sünde, sondern über einen unvermeidlichen, aber gerechtfertigten Makel. So war es besser, man schwieg über die Art des Zustandekommens des akkumulierten Kapitals, z.B. über die Arbeitsbedingungen in den Fugerschen Bergwerken in Tirol. Über das grausame Ausrotten der Indios durch ihre Versklavung in den Silberminen von Potosi machten sich nur wenige ein Gewissen. Auch die Welser rotteten Teile der Urbevölkerung aus, als sie durch Verfügung Karl V. Venezuela für Jahrzehnte in Besitz hatten.

Ein Netz von ideologischen Fäden führte dazu, die Unmenschlichkeit der Habsucht zu verdrängen und sich mit ihr als angeblicher Quelle des Wohlstandes einzurichten:

- das Verlassen einer primär ethisch geprägten geistigen Welt;
- die Anschauung von der Fruchtbarkeit des Geldes;
- die Naturalisierung der Habgier;
- die Entstehung von absolutem, d.h. sozial verpflichtungsfreiem Privateigentum;
- das politische Gewicht der Handelsbourgeoisie;
- die geniale Idee vom privaten Egoismus, der das Gemeinwohl begründet.

Auf diesen Grundlagen¹³ begab sich die Kultur des sog. christlichen Abendlandes auf eine schiefe Ebene, auf der es vor dem Abrutschen in eine gewissenlose Profanisierung und Merkantilisierung gesellschaftlicher Verhältnisse kein Halten mehr gab – wie Marx es im Manifest der Kommunistischen Partei eindringlich und konzis auf den Punkt zu bringen wusste:

„Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose

¹³ Unser Aufsatz behandelt die geistige Seite einer Entwicklung, deren materielle Seite Marx im 24. Kapitel von „Das Kapital“ beschreibt, den über 300 Jahre währenden Raubzug gegen die produzierende Bevölkerung Europas und deren schließliche Proletarisierung. Zu dieser gänzlichen Beraubung der Bevölkerung von ihrem Eigentum an Produktionsmitteln passt die weltanschauliche Verwandlung der Habsucht zu einer natürlichen Eigenschaft des Menschen als Apologie wie die Faust aufs Auge.

„bare Zahlung“. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmer, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlworbener Freiheiten die eine gewissenlose Freiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.“¹⁴

Die schiefe Ebene dort hinab wurde historisch in dem Augenblick betreten, als Geld nicht mehr nur als Tauschmittel angesehen wurde, sondern um der Bereicherung willen gehandelt wurde. Solches Handeln und Wirtschaften degradierte das Arbeitsprodukt, das eigentlich für die Bedürfnisse des Mitmenschen hergestellt wird, automatisch zu einer Ware um des Tausches, der Bereicherung, des Geldes willen. Die Produktion für den Menschen (Ware-Geld-Ware) verkommt immer mehr zu einer Produktion um des Gewinnes willen (Geld-Ware-Geld'). Aus der bedürfnisorientierten Produktion wird eine Produktion der Habgier.

7. Die Habgier als Produktionssystem

„Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion während der Manufakturperiode hatte die öffentliche Meinung von Euro-

¹⁴ Karl Marx, Manifest der kommunistischen Partei, Die Frühschriften, Hrg. S. Landshut, Stuttgart 1968, S. 527 f..

pa den letzten Rest von Schamgefühl und Gewissen eingebüßt. Die Nationen renommierten zynisch mit jeder Infamie, die Mittel zur Kapitalakkumulation“¹⁵. So schreibt Marx nach einem Abschnitt, in dem er anschaulich die grausamen und herzerreißenden Ausbeutungs-Quälereien an den geraubten Kindern während der Manufakturperiode schildert. Die Manufaktur nimmt als Vorform der rein maschinellen Produktion eine Schlüsselstellung ein. Sie ist das Ende der unabhängigen und selbstfertigen Warenproduzenten, die die feudale Wirtschaft und das Zunftwesen prägten. Sie sind zu reinen Arbeitern geworden, die nur noch ihre Arbeitskraft zum Laufen und Funktionieren eines dem Kapitalisten gehörenden Gesamtmechanismus, als deren bloße Glieder sie sich verdingen, zur Verfügung stellen. Solche Produktionsbedingungen machten systematische Versklavung von Kindern überhaupt erst möglich und ungemein profitabel.

Es sind aber nicht allein die Arbeitsstrukturen, die in menschenunwürdige Arbeitsbedingungen hineindrücken. Die Wirtschaft
15 Karl Marx, Das Kapital I, S. 787

insgesamt muss immer mehr den Gesetzen der Warenproduktion für einen Markt gehorchen, auf dem die Einzelkapitalisten gegeneinander um Leben oder Tod ihres Einzelunternehmens konkurrieren. Durch die Marktkonkurrenz ums wirtschaftliche Überleben ist die Habgier nicht notwendigerweise ein persönliches Charaktermerkmal von Kapitaleignern, sondern der Markt als solcher zwingt jeden Einzelbetrieb zu einem habgierigen Verhalten, wenn möglich zur Ausschaltung der Konkurrenten, zur Monopolisierung, wenn er seine Rentabilität sichern will, um zu überleben.

Durch die Konkurrenz als Systemstruktur wird die Habgier zum entpersonalisierten Systemzwang. Sie ist vollständig zur Struktur des kapitalistischen Systems geworden. Die avaritia ist zur Institution aufgestiegen. Wenn der Markt die institutionalisierte Feindseligkeit ist, ist er gleichzeitig die Hölle. Die Habgier wäre dort angekommen, wo sie nach kirchlicher Moral und biblischem Gebot hingehört. Nur dass sie als System das Leben auf dem Planeten Erde zur Hölle macht.

Klaus-Peter Lehmann, Augsburg

Eine Jugendkirche wird erwachsen

NYC in Neuendettelsau

Im Dezember 2000 wurde der erste Jugendgottesdienst ‚Fire‘ in der Gemeinde St. Nikolai in Neuendettelsau gefeiert. 2005 entstand dort die erste Jugendkirche Bayerns, die ‚Nikolai Youth Church (NYC)‘ – mit eigenem Leitungskreis, eigenem Haushalt, vielen bemerkenswerten Angeboten und äußerst aktivem Gemeindeleben. Aus Jugendlichen wurden junge Erwachsene, manche heirateten, bekamen Kinder – und suchten einen neuen Platz in ‚ihrer‘ Gemeinde. Für die Kirchengemeinde Neuendettelsau und das

Dekanat Windsbach ist das Anlass, sich neu der mittleren Generation zuzuwenden: Denjenigen, die aus der Jugendkirche herausgewachsen sind und denjenigen, die nie einen Platz in der Gemeinde gefunden hatten. Es ist der Versuch, neue Wege zu gehen. Ein Einblick.

Die Jugendkirche NYC – Eine Rückschau

Als vor 18 Jahren ein kleines Team an Ehren- und Hauptamtlichen den ersten Jugendgottesdienst ‚Fire‘ im

Jugendzentrum in Neuendettelsau initiierten, dachte niemand, dass unter anderem daraus die erste Jugendkirche Bayerns entstehen würde. Doch die Jugendarbeit wuchs, Jugendgruppen entstanden und es entwickelte sich der Wunsch, sich in Form einer Jugendkirche zu organisieren. Dabei gab es keinen jugendgemäßen Umbau eines bestehenden Kirchengebäudes oder besondere Finanzmittel, wie es bei den landeskirchlich angestoßenen Jugendkirchen geschah. Vielmehr war es eine Initiative der Basis, um die Jugendarbeit auf eigene Beine zu stellen. So wurde im Juli 2005 die ‚Nikolai Youth Church (NYC)‘ gegründet. In den vergangenen 13 Jahren ist viel in der Jugendkirche passiert: Eigene Freizeiten, Church-nights mit jeweils bis zu 500 Besuchern, Glaubenskurse mit über 50 Jugendlichen aus dem ganzen Dekanat und jährliche Jungscharfreizeiten mit über 160 Kindern und Mitarbeitenden sind Teil der Arbeit der Jugendkirche. Technik-Teams wurden gegründet, mehrere Bands spielen in abwechselnder Besetzung, Beleuchtungs- und Tontechnik wurden fest in der St. Nikolai-Kirche installiert. Geleitet wird die Arbeit durch einen eigenen Leitungskreis, ein zentraler Ort der Gemeinde ist der monatliche Fire-Gottesdienst. Gleichzeitig besteht fest institutionalisierter Kontakt zur ‚Erwachsenengemeinde‘ über Vertreter im Kirchenvorstand.

Schon bald zeigt die Jugendkirche Wirkung über Neuendettelsau hinaus in das Dekanat und wurde Anziehungspunkt für Jugendliche aus Gemeinden der Region. Von Anfang an unterstützte auch das Dekanat Windsbach die Arbeit der Jugendkirche und stockte die gemeindliche Jugendreferentenstelle auf eine 100%-Stelle auf, die seit 2006 besetzt ist. Weitere Unterstützung oder besondere Zuschüsse gab es nicht. Die Jugendkirche erwuchs aus der Jugendarbeit und

ist bisher die einzige Jugendkirche Bayerns, die ‚von unten‘ entstand.

Jugendgottesdienst mit Kleinkind und Konfirmandeneltern – Einige Thesen zu veränderten Herausforderungen

Die Jugendlichen der ersten Jahre wurden älter und wuchsen aus den Kinder- bzw. Jugendschuhen heraus. Sie wurden berufstätig, einige heirateten, bekamen Kinder. Erneut stellte und stellt sich die Frage, wo ihre geistliche Heimat sein kann. Sie sind keine Jugendlichen mehr, aber der Jugendkirche und ihrer Form verbunden und in ihr beheimatet. Die Lebensumstände lassen sie eher in die Krabbelgruppe gehen als ins Jugendcafé. Gleichzeitig sind klassische Gottesdienste und viele klassische Gemeindeaktivitäten nicht primär der Ort, wo junge Familien und junge Erwachsene ihren Platz finden. Nicht-mehr-Jugendliche suchen ihren Platz weiterhin in der Jugendkirche.

Daneben entwickelt sich ein anderes Phänomen: Es kommen immer mehr Erwachsene in die Jugendgottesdienste. Form und Musik sprechen sie an und der Jugendgottesdienst wurde Anziehungspunkt für Menschen gerade mit anderen musikalischen Hintergründen. Die Generation der Beatles- und der Rolling-Stones-Fans sind meist schon älter als die so bezeichnete „mittlere Generation“ – und haben eher im Jugendgottesdienst ihre Heimat. Das sind neue Herausforderungen in zwei Richtungen: Die schon Älteren haben das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen, weshalb auch sie Jugendgottesdienste mitfeiern. Gleichzeitig erleben es die Jugendlichen manchmal als anstrengend, wenn die Generation ihrer Eltern und zum Teil Großeltern nun ‚ihre‘ Gottesdienste besucht. Zwar freuen sich viele auch darüber, dass diese Form generationenübergreifend verschiedene

Menschen anspricht. Ergebnis ist aber eine Gottesdienstgemeinde vom siebenmonatlichen Säugling bis zum siebzigjährigen Ruheständler. Das prägt und verändert auch Jugendgottesdienste.

So wird durch die erfolgreiche Arbeit der Jugendkirche ein Thema offenkundig, das m.E. kirchliche Arbeit an vielen Orten betrifft:

Was geschieht nach der Jugendarbeit? Welche Perspektiven gibt es in Gemeinden für junge Erwachsene und die so genannte „mittlere Generation“?

Niemand wird in Zweifel ziehen, dass Jugendarbeit ein wichtiger Baustein der Gemeindegemeinschaft ist. Doch ist entscheidend, in welcher Form: Ist es die Sorge für die Zukunft der Kirche und ein Hinführen der Jugendlichen zur Erwachsenengemeinde? Oder ist es eine eigene Form, selbst und auch eigenständig Glaube zu leben? Bei der Jugendkirche NYC klingt das aus dem Mund der Jugendlichen so: „Wir sind nicht die Zukunft der Kirche – wir sind Kirche!“ Gleichzeitig bleibt die Frage, wie diese Kirche von heute auch in der Zukunft Kirche sein kann – zeigt sich doch immer deutlicher, dass Menschen ‚nach der Jugendarbeit‘ ihren Platz nicht in der klassischen Gemeinde finden. Viele gute Konzepte für Familien- und auch Elternarbeit entstehen und lassen die Gemeinde wachsen. Die Angebote sind da – und doch bleiben sie oft punktuell. Darüber hinaus müssen sich ‚Nach-Jugendliche‘ in den bestehenden Gesamtrahmen der Gemeindegemeinschaft hineingeben und heimisch werden, wenn sie weiterhin kirchlich aktiv sein wollen. Die Nach-Jugendkirche erlebt genau das als Schwierigkeit: Junge Erwachsene wissen, dass sie zur Kirchengemeinde gehören und wollen auch dazu gehören – erleben aber andererseits, dass sie in der

Gemeinde ihren Platz nicht finden. Wie soll also die „Nach-Jugendkirche“ aussehen? Wie kann „nachhaltige Jugendarbeit“ gelingen? Dabei heißt nachhaltig nicht nur, dass immer wieder Jugendliche in die Arbeit nachwachsen und hineinwachsen, sondern nachhaltig heißt vielmehr, Formen zu finden und zu leben, dass die aus der Jugendarbeit Herausgewachsenen weiterhin gut „Kirche“ bleiben können – mit ihren Formen, Wünschen und Bedürfnissen.

Oder anders formuliert: Jugendarbeit darf nicht das Ziel haben, Menschen zur „normalen“ Gemeinde hin zu führen, sondern eine Gemeinde muss ein Ort sein, wo „normale“ Menschen aller Altersklassen in ihren jeweiligen Lebenssituationen ihren Platz haben und gemeinsam Glauben leben können. Familienarbeit, Singlearbeit, Angebote für die mittlere Generation oder andere (so genannte) Zielgruppenangebote sind dabei nicht Sonderformen von Kirche, sondern sie sind Kirche. Nachhaltige Jugendarbeit bedeutet deshalb, in einem ekklesiologisch verantworteten Rahmen mit den Jugendlichen von gestern Gemeinde heute zu leben.

Glaube im Leben – Ein weiterer Schritt

Wenn Jugendliche endlich 18 werden, gibt es meist ein großes Fest. Zum Erwachsenwerden der Jugendkirche NYC gab es nun auch ein Fest – verbunden mit einem Stabwechsel: Der bisherige Jugendreferent Andreas Güntzel verabschiedete sich aus der Jugendkirche NYC und übergab den Stab der hauptamtlichen Begleitung an seinen Nachfolger Alfred Hess. Andreas Güntzel hingegen wurde von der Kirchengemeinde Neuendettelsau und dem Dekanat Windsbach auf eine neu initiierte Stelle berufen, die sich bewusst den Nicht-mehr-Jugendlichen und der

Die Vätergeschichte

Die Erzählungen der Vätergeschichte gehören zu den bekanntesten und schönsten Texten des Alten Testaments. Die Geschichten von Abraham, von den Verheißungen an den Erzvater, seiner Sorge um Nachkommenschaft, seinem Bund mit Gott, oder auch die Geschichten von Jakob und Esau, von der Rivalität der beiden Brüder, die schon im Mutterleib beginnt, die mit dem Betrug um den Erstgeburtssegens ihren Höhepunkt findet und die schließlich mit der Versöhnung der beiden Brüder endet – diese und andere Geschichten sind vielen präsent. Sie werden schon in Kindergottesdienst und Grund-

fen und zu gestalten, sondern die Bedürfnisse und Hoffnungen der Menschen zu erspüren und gemeinsam Gemeinde zu leben. Nicht als Zielgruppe der Kirche, sondern als Kirche.

Wie dieser Weg verläuft, werden wir sehen. Als vor achtzehn Jahren der erste Jugendgottesdienst ‚Fire‘ gefeiert wurde, wusste niemand, welcher Weg sich entwickeln könnte. Wir sind gespannt, wie wir den 30. Geburtstag feiern dürfen.

Ein Einblick in die Arbeit der Jugendkirche findet man unter www.nyc-neuendettelsau.de.

*Dr. Stefan Gehrig,
St. Nikolai, Neuendettelsau*

schule gelesen und sprechen auch Erwachsene auf vielfache Weise an.

Die in der Vätergeschichte gesammelten Texte sind aber nicht einfach nur schöne Geschichten. Die hier belegten Erzählungen, so konnte gerade die neuere alttestamentliche Forschung zeigen, haben eine erstaunliche historische und inhaltliche Tiefe. Die Vätererzählungen sind über viele Jahrhunderte hinweg entstanden. Ursprünglich selbständige Einzelerzählungen wurden nach und nach gesammelt, erweitert und schließlich zur vorliegenden

Vätergeschichte zusammengestellt. In ihrer vorliegenden Gestalt bietet die Vätergeschichte eine vielgestaltige, komplexe Großzählung mit einer ausgesprochen politischen inhaltlichen Anlage. Dies soll im Folgenden ein wenig genauer ausgeführt werden. Es soll zunächst auf ältere und neuere Einsichten zur Entstehung der Vätergeschichte und sodann auf die Intention der Vätergeschichte eingegangen werden.

Zur Entstehung der Vätergeschichte

In der alttestamentlichen Forschung ist seit langem vergleichsweise unumstritten, dass die Vätergeschichte nicht von einem Verfasser in einem Zuge geschrieben wurde. Die Vätergeschichte ist vielmehr das Produkt eines mehrstufigen, wohl über Jahrhunderte verlaufenen Entstehungsprozesses. Dafür sprechen insbesondere die zahlreichen Doppelüberlieferungen, aber auch gewisse Differenzen zwischen den verschiedenen Erzählungen. So wird in den Abrahamerzählungen zwei Mal, aber auf ganz unterschiedliche Weise, von einem Bund zwischen Gott und dem Erzvater berichtet (Gen 15 und Gen 17). In den Jakobserzählungen wird zwei Mal von Jakobs Gotteserscheinung in Bethel erzählt (Gen 28,10–22 und Gen 35,6–15). Auffällig ist, dass die Erzählungen teils den Gottesnamen Jhwh, teils die allgemeine Gottesbezeichnung Elohim „Gott“ verwenden. Schließlich unterscheiden sich die Erzählungen auch in der konkreten Darstellung der Protagonisten. Abraham wird etwa nur in Gen 14, im Rahmen der Erzählung vom Kampf um Sodom, als Kriegsherr vorgestellt.

Die Vätererzählungen gehen also kaum auf eine einzige Hand, sondern auf mehrere, ja, wohl auf viele verschiedene Hände zurück. Doch

wie genau die Entstehung der Vätererzählungen vorzustellen und zu erklären ist, wurde und wird in der alttestamentlichen Forschung umfassend diskutiert.

Über lange Zeit wurde die Entstehung der Vätergeschichte mit der sogenannten Quellentheorie erklärt. Dieses Modell wurde bereits im 19. Jahrhundert entwickelt. In seiner wesentlichen Gestalt geht es auf den großen Gelehrten Julius Wellhausen zurück. Nach der Quellentheorie wurden die Vätererzählungen (wie überhaupt der vorliegende Pentateuch) insbesondere aus drei Quellen zusammengearbeitet: dem nach klassischer Sicht bereits aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. stammenden Jahwisten, dem im 9. Jahrhundert entstandenen Elohisten und der im 6. Jahrhundert, in der Exilszeit, verfassten Priesterschrift. Diese Quellen wurden als einst unabhängig überlieferte Werke angesehen, die teils mehr, teils weniger identische Fassungen von Urgeschichte, Vätergeschichte und Exoduserzählung umfassten und erst von späteren Redaktoren miteinander vereinigt wurden.

Dieses Modell zur Entstehung des Pentateuch war in der alttestamentlichen Forschung über Jahrzehnte hinweg das schlechthin bestimmende. Generationen von Studierenden wurden auf Grundlage des Quellenmodells ausgebildet. Und noch heute wird das Quellenmodell in Teilen der alttestamentlichen Forschung – besonders im angelsächsischen Raum, aber auch in Israel – vertreten und weiterentwickelt.

Doch seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde, vor allem in der deutschsprachigen Forschung, zunehmend Kritik an der Quellentheorie laut. So wurde immer deutlicher gesehen, dass die rekonstruierten Quellen kei-

nesfalls als solch homogene Gebilde angesehen werden können wie gerne angenommen. Dies betrifft zunächst die großen Teilerzählungen des Pentateuch. Zwischen der sogenannten jahwistischen Urgeschichte, der jahwistischen Vätergeschichte und der jahwistischen Exoduserzählung finden sich etwa zahlreiche sachliche, aber auch stilistische Differenzen. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, den Vätern im Rahmen der Vätergeschichte das Land ohne Vorbedingung zugesprochen; in der Exoduserzählung wird die Gabe des Landes dagegen an die Einhaltung des Gesetzes gebunden. Diese und andere Beobachtungen sprechen dafür, dass die großen Teilerzählungen Urgeschichte, Vätergeschichte und Exoduserzählung zunächst unabhängig überliefert und dann erst sekundär zusammengefasst wurden.

Aber mehr noch: Auch die großen Teilerzählungen des Pentateuch selbst sind bei genauerem Hinsehen als Produkt eines längeren Wachstumsprozesses anzusehen. Sie bestehen aus kleinen Einzelerzählungen, die ursprünglich wohl für sich überliefert und erst nach und nach miteinander verbunden wurden.

Mit der Quellentheorie, bei der sämtliche Texte auf die drei großen Quellen verteilt werden, lässt sich all dies nicht erklären. Die Quellentheorie ist zu starr – und letztlich zu simpel. Zumindest im deutschsprachigen Raum wird sie daher in neuerer Zeit kaum noch vertreten. Anstelle der Quellentheorie setzt sich nun vielmehr ein Modell durch, das als Erzählkranzmodell bezeichnet werden kann. Bei diesem Modell steht am Beginn der Entstehung des Pentateuch nicht schon der große Erzählzusammenhang von Urgeschichte, Vätergeschichte und Exoduserzählung. Am Beginn stehen

nun vielmehr die kleinen Einzelerzählungen, die dann in einem vielstufigen Prozess erweitert und sukzessive miteinander verbunden wurden. Erst am Ende dieses Prozesses wurde der große Erzählzusammenhang von Urgeschichte, Vätergeschichte und Exoduserzählung geschaffen.

Der entscheidende Vorteil eines solchen Erzählkranzmodells besteht darin, dass es wesentlich flexibler ist als das alte Quellenmodell. Die Entstehung der Vätererzählungen (wie überhaupt des Pentateuch) kann so von der Einzelerzählung über kleinere Erzähl-sammlungen bis zur vorliegenden Großerzählung nachverfolgt und als ein jahrhundertlanges Ringen um das rechte Verständnis der alten Traditionen des Volkes erklärt werden.

Dies zeigt sich etwa bei einem Blick auf die Entstehung der Jakoberzählungen. So stehen am Beginn der Entstehung der Jakoberzählungen wohl zwei ursprünglich unabhängig voneinander überlieferte Teilerzählungen, die alte Jakob-Esau-Erzählung in Gen 25–27 und die Jakob-Laban-Erzählung in Gen 29–31. Zudem gab es mehrere kleine Einzelerzählungen, etwa die Erzählung von der Gotteserscheinung in Bethel in Gen 28, 10–22 oder auch die Erzählung von Jakobs Kampf am Jabbok in Gen 32, 23–33. Im Rahmen einer großen Bearbeitung wurden die Jakob-Esau- und die Jakob-Laban-Erzählung miteinander verbunden sowie in Gen 32–33 mit einem neuen Ende versehen, das dieser neuen, großen Jakoberzählung eine ganz neue inhaltliche Ausrichtung verlieh. Im weiteren Verlauf ihrer Entstehung wurden die Jakoberzählungen dann um die zuvor genannten Einzelerzählungen ergänzt. Sie wurden mit den Abraham- und den Isaakerzählungen zu einer ersten Ausgabe einer

umfassenden Vätergeschichte zusammengestellt. Und schließlich wurde die so entstandene Vätergeschichte, wohl auf der Ebene der priesterlichen Texte, mit Urgeschichte und Exoduserzählung zu einer Vorform des vorliegenden Pentateuch verbunden.

Die Vätererzählungen sind also das Produkt eines vielstufigen, jahrhundertelangen Entstehungsprozesses, der von den Einzelerzählungen bis zur vorliegenden Gestalt der Vätererzählungen reicht. Vor diesem Hintergrund soll nun die Intention der Vätererzählungen in den Blick genommen werden.

Zur Intention der Vätergeschichte

In älterer Zeit, vor Aufkommen der historisch-kritischen Forschung zum Alten Testament, wurden die Vätererzählungen als historische Berichte über die Vorgeschichte des Volkes Israel gelesen. Abraham, Isaak und Jakob wurden, wie König David oder der Prophet Jeremia, als reale Personen angesehen. Und das von ihnen Erzählte wurde als tatsächlich geschehen betrachtet.

Doch nicht nur vor, sondern auch nach Aufkommen der historischen Kritik wurde eine solch historische Lektüre der Vätererzählungen immer wieder vertreten. Ja, in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts erhielt ein solch historischer Zugang sogar ein ganz neues Fundament.

So wurden in Mesopotamien Texte gefunden, die aus der Zeit des 2. Jahrtausends v. Chr. stammen – also aus genau der Zeit, in die nach innerbiblischer Chronologie auch die Väter gehören – und die ganz erstaunliche Parallelen zu in den Vätererzählungen belegten Sachverhalten boten. In den Vätererzählungen wird etwa von dem

sonst im Alten Testament nicht belegten Brauch einer stellvertretenden Geburt erzählt. Nach Gen 16 zeugt Abraham, angesichts der Unfruchtbarkeit seiner Frau Sarah, stellvertretend für Sarah mit deren Magd Hagar ein Kind. Und genau dieser Brauch fand sich nun auch in mesopotamischen Texten aus dem 2. Jahrtausend. Für einige Alttestamentler galt dies, neben anderen Beobachtungen, als schlagendes Argument, dass die Vätererzählungen tatsächlich historische Erinnerungen aus der Zeit der Väter bewahrt haben.

Die so begründete historische Lesung der Vätererzählungen ließ sich allerdings nicht halten. Denn im weiteren Verlauf der Forschung wurden auch Parallelen zu den in der Vätergeschichte erwähnten Vorgängen gefunden, die aus weit späterer Zeit stammen. Der Brauch der stellvertretenden Geburt ist etwa nicht nur in mesopotamischen Texten aus dem 2. Jahrtausend, sondern auch in Texten aus dem 1. Jahrtausend v. Chr. belegt. Über die außerbiblischen Texte lässt sich daher nicht zwingend auf das hohe Alter der in der Vätergeschichte belegten Vorgänge und so auf die Historizität der hier erzählten Sachverhalte schließen.

Zudem zeigte sich mit zunehmender Deutlichkeit, dass die Vätererzählungen gerade nicht von den historischen Gegebenheiten und Verhältnissen des 2. Jahrtausends – also der vorgeblichen Zeit der Väter – bestimmt sind, sondern von den Verhältnissen einer späteren Zeit. So werden in den Vätererzählungen etwa häufig Kamele erwähnt. Im 2. Jahrtausend v. Chr. gab es allerdings in Kanaan noch keine domestizierten Kamele. Diese wurden hier erst ab dem 1. Jahrtausend v. Chr. genutzt.

Die Vätererzählungen sind somit nicht an realen historischen Vor-

gängen aus der Vorgeschichte des späteren Volkes Israel orientiert. Abraham, Isaak und Jakob hat es wohl nie gegeben. Das von ihnen Berichtete ist so nie geschehen.

Die entscheidende Frage ist dann aber, welche Intention die Vätererzählungen verfolgen, wenn sie eben nicht als historischer Bericht über die Vorgeschichte des Volkes zu lesen sind. Hierzu wurden in der älteren und neueren alttestamentlichen Forschung ganz verschiedene Thesen vorgetragen. So hat Hermann Gunkel die teils heute noch aufgenommene These vertreten, dass die Vätergeschichten als Sagen oder Märchen zu verstehen sind. Nach Gunkel ist etwa die in Gen 27 belegte Erzählung, wie Jakob seinem Bruder Esau den Erstgeburtssegen abnimmt, ein „Standesmärchen“. Seiner Ansicht nach reflektiert dieser Text an Jakob, dem Hirten, und Esau, dem Jäger, die Überlegenheit des Standes der Hirten gegenüber dem Stand der Jäger. Im Gegensatz hierzu liest Claus Westermann die Vätererzählungen als Familiengeschichten – eine These, die ebenfalls bis in die neuere Forschung hinein rezipiert wird. Seines Erachtens werden in den Vätererzählungen ganz grundlegende familiäre Vorgänge behandelt, etwa Nachkommenschaft, Streit in der Familie oder auch der Tod eines Angehörigen.

Gegenüber solchen und anderen Thesen konnte nun aber Erhard Blum überzeugend nachweisen, dass die Vätererzählungen – und zwar schon auf der Ebene der ältesten Einzelerzählungen – volksgeschichtlich zu interpretieren sind. In den Vätererzählungen wird am Gegenüber der Väter, der Ahnherrn des eigenen Volkes, und ihrer Verwandten, der Ahnherrn der benachbarten Völker, ganz Grundlegendes über das Verhältnis des eigenen Volkes zu diesen benachbarten Völkern dargestellt.

Die Vätererzählungen sind somit hoch politische Erzählungen. Aufgrund ihrer zuvor erläuterten, über Jahrhunderte verlaufenen Entstehungsgeschichte geben sie Einblick in die immer wieder aufs Neue vorgenommene Reflektion über das Selbstverständnis des eigenen Volkes im Gegenüber zu den benachbarten Völkern. Dies soll am Beispiel der Jakoberzählungen ein wenig genauer ausgeführt werden.

So steht am Beginn der Entstehung der Jakoberzählungen, wie zuvor dargestellt, die ältere Jakob-Esau-Erzählung in Gen 25–27. Die ältere Jakob-Esau-Erzählung setzt ein mit der Erzählung von der Geburt von Jakob, dem Ahnherrn des späteren Volkes Israel, und Esau, dem Ahnherrn des späteren Volkes der Edomiter (Gen 25, 21–26). Auf die Geburtserzählung folgte ursprünglich wohl sogleich die zuvor bereits erwähnte Erzählung vom Betrug um den Erstgeburtssegen (Gen 27).

Beachtenswert ist nun, dass in der älteren Jakob-Esau-Erzählung gleich mehrfach die Vorrangstellung Jakobs gegenüber Esau und somit von den beiden Ahnherrn her die Vorrangstellung des eigenen Volkes gegenüber dem benachbarten Volk der Edomiter herausgestellt und begründet wird. So findet sich im Rahmen der Geburtserzählung die von Gott an Sarah gesprochene Verheißung, dass Esau seinem Bruder Jakob dienen wird (Gen 25, 23). Und ganz entsprechend wird Jakob in der Erzählung vom Betrug um den Erstgeburtssegen zugesagt, dass er Herr über seine Brüder sein wird und diese ihm dienen werden (Gen 27, 29). Die ältere Jakob-Esau-Erzählung begründet somit von den beiden Ahnherrn her die Vorherrschaft des eigenen Volkes über die Edomiter. Ja, sie bietet eine theologische Legitimation der politischen Unterwerfung und

Unterdrückung dieses benachbarten Volkes.

Im weiteren Verlauf ihrer Entstehung wurde die ältere Jakob-Esau-Erzählung dann aber ganz entscheidend umgearbeitet. Sie wurde mit den vorgegebenen Jakob-Laban-Erzählungen in Gen 29–31 verbunden und in Gen 32–33 mit einem neuen Ende versehen. Hier in Gen 32–33 wird nun erzählt, wie Jakob nach seinem Aufenthalt bei Laban seinem Bruder Esau begegnet und sich nun – ganz anders als in der älteren Jakob-Esau-Erzählung verheißben – seinem Bruder unterordnet. Jakob, der nach den älteren Erzählungen doch Herr über seinen Bruder Esau sein sollte, wirft sich vor Esau nieder und bietet sich ihm als Knecht an. Doch Esau nimmt die Selbstunterwerfung Jakobs nicht an. Er geht vielmehr auf ihn zu, umarmt und küsst ihn. Die beiden Brüder begeben sich daraufhin in ihre je eigenen Gebiete, wo sie fortan nebeneinander wohnen.

Die so entstandene Jakob-Laban-Esau-Erzählung hat also gegenüber der älteren Jakob-Esau-Erzählung ein ganz anderes inhaltliches Gepräge. Am Gegenüber von Jakob und Esau wird hier gerade die Preisgabe der in den älteren Überlieferungen enthaltenen Verheißung der Vorherrschaft Jakobs über seinen Bruder Esau und so von den beiden Ahnherrn her die Preisgabe der einst erwarteten Vorherrschaft des eigenen Volkes über das benachbarte Volk der Edomiter dargestellt. In der Aufgäbe solch imperialer Erwartungen, ja, in deren Umkehr bis hin zur eigenen Selbstunterwerfung wird nun die Grundlage für ein neues, friedliches Verhältnis zu diesem benachbarten Volk gesehen. In der weiteren Entstehungsgeschichte der Jakoberzählungen wird dann genau dies, die Vorstellung einer friedlichen Koexistenz

von Jakob und Esau und so des eigenen Volkes mit den Edomitern, weiter ausgebaut. Auf der Ebene der priesterlichen Texte wird etwa erwähnt, dass sich Jakob und Esau deshalb trennen und auf verschiedene Gebiete zurückziehen, weil sie zu großen Besitz haben, um in ein und demselben Land leben zu können (Gen 36, 6–7). Nicht ein Streit, nicht Vertreibung, sondern geradezu die segensreiche Fülle von Besitz auf beiden Seiten führt hier also dazu, dass sich Jakob und Esau auf je eigene Gebiete zurückziehen. In den priesterlichen Texten der Vätergeschichte wird somit von Jakob und Esau her die Aufteilung der von diesen herkommenden Völker und deren Selbstbeschränkung auf ihre je eigenen Länder als geradezu objektive Notwendigkeit und als Grundlage der friedlichen Koexistenz dieser Völker dargestellt.

Fazit

Die Vätererzählungen, die Erzählungen von Abraham, Isaak und Jakob, sind also tatsächlich nicht einfach nur schöne Geschichten. Es sind vielmehr, wie die neuere alttestamentliche Forschung mit zunehmender Klarheit zeigen konnte, tiefgründige, komplexe Erzählungen, die Einblick geben in das immer wieder neue Nachdenken über das Verhältnis des Volkes Israel zu dessen Nachbarn. Sie zeigen, wie feindliche Einstellungen, ja, sogar als göttlich legitimiert geglaubte Erwartungen der Unterwerfung und Unterdrückung fremder Völker überwunden und preisgegeben wurden, und stattdessen nach neuen Wegen der friedlichen Koexistenz mit diesen Völkern gesucht wurde. Und genau so, als solch politische Texte, sind diese alten Erzählungen von bleibender Brisanz und Aktualität.

Literatur

Blum, Erhard, Die Komposition der Vätergeschichte, WMANT 57, Neukirchen-Vluyn 1984.

Brett, Mark G., Genesis: Procreation and the Politics of Identity, OTR, London / New York 2000.

Köckert, Matthias, Abraham: Ahnvater – Vorbild – Kultstifter, BG 31, Leipzig 2017.

Wöhrle, Jakob, Koexistenz durch Unterwerfung: Zur Entstehung und politischen Intention der vorpriesterlichen Jakoberzählung, in: Brett, Mark G. / Wöhrle, Jakob (Hg.), The Politics of the Ancestors:

Exegetical and Historical Perspectives on Genesis 12–36, FAT, Tübingen (erscheint 2018).

Prof. Dr. Jakob Wöhrle, Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Altes Testament, Universität Oldenburg

Öfter nachgefragt: der Beihilfesatz bei Ruheständlern

In den letzten Monaten kamen aus dem Leserkreis immer wieder Anfragen, wie denn der Beihilfesatz im Ruhestand wäre, 70% oder 50%. Da ich derzeit im Übergang von der Freistellungsphase der Altersteilzeit zum Ruhestand mit der Thematik zu tun habe, hier einige Informationen, die allerdings nur rechtlich nicht bindende Hinweise sein können. Verbindliche Informationen erfragen Sie bitte im Landeskirchenamt.

Relevant für den im Ruhestand anzuwendenden Beihilfesatz ist die Kirchliche Beihilfeverordnung (Rechtssammlung Nr. 766), hier in der ab 2013 geltenden Fassung der

§ 3 [1] Zuschuss zur privaten Krankenversicherung, Bemessung der Beihilfen

¹Hat eine beihilfeberechtigte Person oder ihr Ehepartner oder haben die im Familienzuschlag nach dem Bundesbesoldungsgesetz oder entsprechenden kirchenrechtlichen Regelungen berücksichtigungsfähigen

Kinder von Beihilfeberechtigten einen Anspruch auf Zuschuss zur privaten Krankenversicherung gemäß § 106 Sechstes Buch Sozialgesetzbuch von mindestens 64,71 Euro gegenüber einem Rentenversicherungsträger, ermäßigt sich der Bemessungssatz gegenüber dem oder der Zuschussberechtigten um 20 Prozentpunkte. ²Dieser Betrag erhöht sich zum 1. Juli jeden Jahres um den Prozentsatz, um den die Renten in der gesetzlichen Rentenversicherung angepasst werden, erstmals zum 1. Juli 2014. ³Das Gleiche gilt, wenn gegenüber dem Rentenversicherungsträger ein Teilverzicht oder ein Verzicht auf den Anspruch auf Zuschuss ausgesprochen wird.

Diese Regelung ist in Verbindung mit Artikel 96, Absatz 3 Bayerisches Beamtengesetz (Rechtssammlung Nr. 766 [A]) zu sehen, der festlegt, dass der Beihilfesatz bei Versorgungsempfänger*innen 70% beträgt. Das heißt, ausgehend von einem festgelegten Betrag von 64,71 Euro im Jahr 2013 erhöht sich

seitdem der Grenzbetrag für den Zuschuss der Deutschen Rentenversicherung zur privaten Krankenversicherung um den Prozentsatz der gesetzlichen Rentenanpassungen, die jeweils zum 01.07. eines Kalenderjahres vorgenommen werden. Wer einen höheren Zuschuss als diesen Grenzbetrag bekommt oder bekommen könnte (derzeit 7,3% von der Rente), hat einen Beihilfesatz von 70-20 gleich 50%.

Rechenbeispiel: 1.100 Euro Rente bedeuten derzeit einen Anspruch auf 80,30 Euro Krankenzuschuss und damit ist man über der aktuellen Grenze von 73,66 Euro und bekommt nur 50% Beihilfe.

Es handelt sich um monatliche Zuschüsse, so wie ja auch die Krankenversicherung monatlich zu zahlen ist. Die 7,3% verstehen sich als die Hälfte des zur Zeit gültigen allgemeinen Beitragssatzes zur gesetzlichen Krankenversicherung.

Christian Weitnauer

Stall, Krippe, Kind

Verlinkt

Eine App für Unwetter- und Katastrophenwarnungen: NINA (im Google Play Store)

Herausgeber: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe

Oft fahre ich mit der S-Bahn. Alle möglichen Leute steigen zu. Die meisten sind mit ihrem Smartphone beschäftigt. Mir gegenüber sitzt eine jüngere Ausländerin. Sie schaut mich an und lächelt. Mich macht das unsicher: Habe ich etwas Ungewöhnliches an mir,

stimmt etwas nicht oder will sie etwas von mir! Sie lächelt immer noch. So ein Lächeln! Unglaublich!

So habe ich bisher empfunden, wenn mich jemand angelächelt hat. Mit der Zeit bin ich offener, wacher geworden. Manchmal

wenn die Bahn sehr voll ist und man so dicht an dicht steht, lächle ich selber jemand an. Und mein Lächeln lässt andere zurücklächeln. Mit dem Lächeln neigt sich mir jemand zu, eine freundliche Geste, einfach liebenswürdig – so wie diese Geschichte.

Ein kleiner Junge wollte Gott treffen. Er packte ein paar Coladosen und Schokoriegel in seinen Rucksack und machte sich auf den Weg. In einem Park sah er eine alte Frau. Sie saß auf einer Bank und sah den Tauben zu.

Der Bub setzte sich zu ihr. Als er den Rucksack öffnete, sah er, wie seine Nachbarin hungrig herüberblinzelte. Aha, die Schokoriegel. Er nahm einen heraus und gab ihn der Frau. Strahlend lächelte sie ihn an. So ein Lächeln – er wollte es unbedingt noch einmal sehen und bot ihr eine Cola an. Wieder lächelte sie. Noch bezaubernder als vorher. So saßen die beiden den ganzen Nachmittag im Park. Sie aßen Schokoriegel und tranken Cola. Sie sprachen kein Wort miteinander.

Als es dunkel wurde wollte der Bub nach Hause gehen. Nach einigen Schritten kehrte er um und umarmte die Frau. Sie schenkte ihm dafür ihr allerliebstes Lächeln.

Zu Hause fragt ihn die Mutter: „Was hast Du heute Schönes erlebt? – Du siehst so glücklich aus.“ Er antwortete: „Ich habe mit Gott Mittag gegessen – und sie hatte ein wundervolles Lächeln.“

Auch die alte Frau war nach Hause gegangen. Ihr Sohn sprach sie an: „Wie kommt es, dass Du so fröhlich aussiehst?“ Sie antwortete: „Ich habe mit Gott Mittag gegessen, und er ist viel jünger als ich dachte.“

Gott und Lächeln! Passt das zusammen? Ich habe gelernt, dass Gott

allmächtig ist, alles sieht, den Sünder bestraft und richtet. Wenn es gut geht, kann er manchmal auch gnädig sein. Doch Gott, schmunzelnd oder lächelnd wie es die Geschichte andeutet – das muss ein anderer Gott sein!

Auch ich als studierter Theologe habe erst nach und nach wahrnehmen können, dass der christliche Gott in der Tat ein anderer sein muss. Er ist weder allmächtiger Aufpasser noch Kontrolleur. Er ist nicht der Chef der Religion. Er ist nicht Jude oder Buddhist. Er ist nicht einmal Christ – am wenigsten Katholik! Er ist auch nicht Deutscher, Amerikaner oder Russe, ist nicht Mann, er ist nicht Frau – eine Göttin? Er überwacht nicht, droht nicht, übt nicht übt nicht Gewalt aus. Er ist schlicht Liebe. Nachzulesen in der Bibel. (1. Joh 4, 16).

Was will dieser Gott der Liebe, der Schmunzeln und Lächeln zulässt? Was er mit uns vorhat, das erzählt die Geschichte von einem Stall, einer Krippe und einem Kind.

Der Stall. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen. So war ich oft im Stall bei den Kühen. Unsere Kühe hatten alle Namen: die Olga, die Pfanni, s'Mohrle oder ganz hinten im Stall d' Scheißere. In der Geschichte ist der Stall ein Bild, das Bild für etwa ganz anderes. Es umschreibt eine Art Gefangenschaft, eine bedrückende Enge. Unsere aktuellen Lebensumstände sind hier gemeint.

Da ist die allgemeine Unsicherheit des Lebens. Was wird aus uns, was aus unseren Kindern. Da sind Ungerechtigkeit, Armut und Krieg. Da ist im Blick auf Klima und Ressourcen die wenig verheißungsvolle Entwicklung unserer Welt. Alles Menschliche wird wirtschaftlichen Interessen untergeordnet. Die Demokratie scheint bedroht. Die pure Angst geht um. Das ist die Gefan-

genschaft, die das Bild vom Stall andeutet. Ebenso ist die Krippe ein Bild für unsere Enge. Aus ihr scheint es kein Entkommen zu geben. Das verstärkt unsere Sorge und Angst. Wir alle leiden darunter.

Die Geschichte erzählt von dem Kind, das gerade das Licht der Welt erblickt, ohnmächtig und ausgeliefert an die herrschenden Mächte, Missachtung und Gewalt. Wenn niemand da ist, der ein Kind in den Arm nimmt, es schützt und hutscht, ist es verloren. Leider ergeht es so vielen Flüchtlingskindern. Doch anders als Stall und Krippe ist das Kind Bild und Beispiel für eine ganz andere Botschaft. Es ist die Botschaft der Liebe. Die Liebe beginnt wie ein Kind, klein, unscheinbar, machtlos. Und doch wirkt sie als Urkraft, geheimnisvoll, gewaltig. Aus der Ohnmacht heraus durchstößt sie Leid und Angst. Wenn Gott selbst im Leiden Jesu gegenwärtig war bis hin zum Kreuz ist das ein Teil seines Weges mit uns sein Ringen um uns Menschen, seine Liebe. Allein sie ist in der Lage, unsere Gefangenschaft, unsere Enge aufzubrechen. Es ist die Liebe, die sich uns zuwendet – und lächelt.

Gott ist Liebe. Wir haben sie ab und zu, doch nicht als Besitz. Wir sind hinter ihr her, oft zweifelnd, mit uns hadernd, schnaufend bis zur Erschöpfung. Doch sie bleibt uns stets voraus. Unverfügbar ist sie wie Gott selbst. Auch er war und ist uns immer meilenweit voraus. Diesen Unterschied zu erkennen und anzuerkennen sollte uns nicht passiv oder depressiv machen.

Wenn wir schon hinter der Liebe her sind gilt es, wenigstens einen kleinen Zipfel von ihr zu erhaschen und festzuhalten. Wir haben unsere Erfahrungen mit ihr gemacht. Wir wissen, dass es sie gibt. Immer wieder neu neigt sie sich uns zu, lockt uns lächelnd: „Vertraue mir,

mach dich auf, versuch es mit mir". Das ist die Liebeserklärung des Kindes aus der Krippe, des Jesus aus Nazareth.

Er ist der Wortführer der Liebe Gottes. Er verkörpert sie mit Haut und Haaren. Mit seinem ganzen Vermögen hat er für diese Botschaft gelebt. Er ist gestorben und auf neue Weise lebendig geworden. So macht er erneut die Runde unter uns in der Kraft des Heiligen Geistes. Wir Glaubenden gehen mit ihm. Wir geben seine Botschaft weiter. Wir selbst stehen dafür ein in unserem alltäglichen Leben. Aus uns Unmenschlichen sollen Menschen werden nach dem Bild der Liebe Gottes. Sie schenkt uns bedingungslose Annahme, so wie wir sind mit unserer ganzen menschlichen Unvollkommenheit.

Dabei sind wir stets Empfangende, Beschenkte. Das erlaubt uns, ganz Mensch sein zu können mit Stärken und Schwächen. Das macht uns frei, notwendige Veränderun-

gen vorzunehmen aus Fürsorge für uns und andere. Hier erfüllt sich der Satz Jesu: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst – mit inbegriffen der Fremde, der uns oft als „Feind“ erscheint. Ich kann mich öffnen, bringe mich ein, setze mich selbst aufs Spiel. Psychologisch gesprochen: Ich kann in die dunklen Ecken meiner Seele hinabsteigen. All den ungeliebten, dorthin verbannten Anteilen kann so mit Verständnis, Trost und Vergebung begegnet werden. So kann ich Liebe, Gleichmut und Mitgefühl trainieren. Es geschieht durchaus lustvoll, zärtlich, lächelnd. Vor allem das Mitgefühl mit mir selbst und den anderen beginnt zu wachsen und zu blühen. Das wird die Grundlage für das Zusammenleben mit anderen – weltweit, ökumenisch. Hier herrschen nicht mehr Ausbeutung, Ungerechtigkeit, Gewalt und Krieg. „Leitkultur“ ist die starke, mitfühlende Liebe Gottes.

Jürgen Koch, Pfr. i. R., Germering

die Erfahrung kultureller Vielfalt in der Begegnung mit Flüchtlingen aus anderen Kulturräumen entgegengesetzt: monotone Provinz vor dem Einzug von Motorisierung und Internet gegen die globale Vernetzung seit dem späten 20. Jh. Zu seiner Heimat erklärt er, dass sie keine raschen gesellschaftlichen Veränderungen erfahren habe, als habe es den 1. und 2. Weltkrieg nie gegeben und keine Industrialisierung. Sie wird verklärt zu etwas Zeitlosem, von dem sich der Erwachsene lösen will.

Oechslen gelangt auf der Grundlage dieser Polarität von „Provinz“, gleich „homogen“, „rückständig“, „zeitlos“ und „identisch“ gegenüber „Welt“, „Moderne“ „im raschen Wandel begriffen“ und „vielgestaltig“, zu der nicht eingelösten Aussage, dass es eine kulturell gefestigte Identität in der Moderne nicht geben kann und darf. Als Ausgangspunkt nimmt er die Frage nach der Identität: „Man versucht in dieser Situation verzweifelt, sich auf das Eigene zu besinnen, das was man bewahren und wenigstens seinen Kindern weitergeben möchte.“ Indem eine Antwort darauf unweigerlich die Frage kultureller Identität aufwirft, verknüpft Oechslen diese mit der Frage deutscher kultureller Identität. Sinnvoll und naheliegend in einem Land deutscher Sprache und über 1 500 Jahren in dieser Sprache geschriebener Kulturgeschichte, die das Identitätsbewusstsein des so vielgestaltigen und in seinen Dialekten auch sprachlich vielgestaltigen Kulturraums lebenden Verbundes von Stämmen, ausdrückte. Der institutionelle Rahmen dieses Verbands bestand etwa ein Jahrtausend lang im Hl. Römischen Reich Deutscher Nation – wobei letzterer Begriff weit gefasst war. Ein Kern kultureller, sprachlich begründeter Identität gehörte jedoch dazu. Die Reformation hat diesen Kern angesprochen. Luthers Bibel-

Aussprache

Weitere Gedanken zur Leitkultur

Zu : „Identität erhalten – Identität verlieren, Interreligiöser Dialog in der Krise“ von Rainer Oechslen (Korrespondenzblatt 11/18)

Rainer Oechslen stellt in seinem Titel in Aussicht, eine Krise des interreligiösen Dialogs aus Fragen der kulturellen Identitätsbewahrung abzuleiten. Leicht verkürzt wiedergegeben: Aus der Berufung auf eine deutsche Leitkultur erwächst eine „Krise des interreligiösen Dialogs“.

Er beginnt mit einem Bericht über die ethnisch und konfessionell homogene Umgebung seiner Kindheit und Jugend, in die offenbar nicht einmal Flüchtlinge aus den verlorenen Ostgebieten gelangt waren. Man erwartet gespannt, wie eine „Krise des interreligiösen Dialogs“ daraus abgeleitet wird. Der Artikel wird jedoch zur Polemik gegen die Vorstellung einer geschichtlich verankerten und zu erhaltenden deutschen „Leitkultur“, die für eine Krise des interreligiösen Dialogs verantwortlich sei. Worin diese besteht, wird nicht ausgeführt. Der uniformen Welt der Kindheit wird

übersetzung hat ihm symbolischen Ausdruck verliehen. Im Jahr des Reformationsjubiläums ist Luther – treibend von den säkularen ost-deutschen Bundesländern – wohl kaum wegen seiner Rechtfertigungslehre gefeiert worden, sondern als Kultur-Heros deutscher Sprache, Kultur und deutschen Wertesystems.

Auf diesem Hintergrund zur These zu kommen, „dass es eine deutsche Leitkultur nicht gibt“ ist ziemlich befremdlich. Die Frage nach einer deutschen Leitkultur wird als politisch unzulässig abgewiesen, indem es dafür keine verfassungsrechtliche Begründung und keinen „gesellschaftlichen Konsens“ gebe. Eine bemerkenswerte Staatsfrömmigkeit wird hier vorgetragen, als sei ein Gemeinwesen in erster Linie durch seine staatliche Ordnung zu bestimmen. In dieser Sicht haben Kulturen, die nicht staatlich verfasst sind, keine Aussicht auf Anerkennung ihrer Rechte auf gemeinschaftliche Selbstorganisation und Selbstbestimmung als kulturelle Gemeinschaften. Pech für alle Minderheiten-Völker, seien es Katalanen, Indianer oder Dinkas im Südsudan. Indem ihnen das Recht auf kulturelle Selbstbestimmung („Leitkultur“) abgesprochen wird, sind alle Bestrebungen nach kultureller Autonomie ebenfalls „erledigt“.

Oechslen kommt zur bemerkenswerten Aussage, dass es eine „deutsche Leitkultur“ als historisch begründete Diskursgemeinschaft nicht gebe. Der Verweis auf Kontroversen darum, welche Werke der Literatur zu den Kerntexten des kulturellen Kanons gehören, soll dazu dienen, einen solchen zu bestreiten. Aus dem Umstand, dass eine deutsche Leitkultur nicht verfassungsrechtlich verankert sei, kommt er zu Schluss, dass ein Bezug auf sie illegitim sei. Man könnte ihm eine Reise nach Lettland empfehlen.

Lettland wurde vor über 700 Jahren kolonisiert. Deutsche Ordensritter haben die Letten enteignet und ihnen den Zugang zu akademischen und bürgerlichen Berufen verwehrt; die nachfolgenden Herrschaften der Schweden und Russen haben die lettische Kultur ebenfalls unterdrückt. Die Letten haben ihre (Leit-)Kultur dennoch bewahrt, so dass eine hochinteressante Kultur Europas im 20. Jh. staatlich neu entstehen konnte. Der Verfasser möge einmal dorthin reisen und die These vertreten, dass die Behauptung und Bewahrung einer (lettischen) Leitkultur ganz und gar unbiblisch sei. Vielmehr sei das Verlieren derselben im eigentlichen Sinne christlich. Vielleicht würde er zu hören bekommen, dass gerade das Gedächtnis und die Erinnerung an geschichtliche Erfahrung und kulturelle wie religiöse Kontinuität zutiefst mit der biblischen Erfahrung Gottes übereinstimmen. Das Denkmal für den lutherischen Pfarrer Johann Gottfried Herder in Riga bezeugt die Anerkennung dafür, dass er als einer der ersten den Wert und die Würde der lettischen Kultur theologisch und philosophisch begründet hat.

Dass Oechslen am Schluss mit Ingeborg Bachmann eine Autorin zitiert, die unbestritten zum Kanon moderner deutschsprachiger Literatur gehört, wirkt wie ein Widerspruch seines Abgangs auf deutsche

Leit-Kultur. Aus demselben Kanon könnte man ihm Peter Handkes „Langsame Heimkehr“ empfehlen, der von der Peripherie her die Frage der Beheimatung behandelt.

Anmerkung: der Verfasser ist nicht in einem kulturell und konfessionell homogenen Umfeld aufgewachsen, sondern in einer multikulturellen und multikonfessionellen Umgebung, in der die sprachliche und kulturelle Identitätsvergewisserung der zusammenlebenden Völker die Grundlage für persönliche Identität und gelingende Kommunikation war.

*Ulrich Relebogilwe Kleinhempel,
Fürth/Schweinfurt*

Die Frösche und der Sumpf

Jesus hat noch gewusst, dass Bilder und Gleichnisse in den Köpfen hängen bleiben. Mir ging es auch so mit dem Satz: „Man darf die Frösche nicht fragen, wenn man den Sumpf austrocknen will.“ [Anm. d. Redaktion: Korrespondenzblatt 11/18, S. 227, Vorstandsbericht für die Herbstversammlung] Wer würde wohl im nicht übertragenen Sinne so etwas sagen? Einer, der nur an sein eigenes Projekt denkt, etwa den Sumpf als Bauland zu verkaufen. Einer, dem die Frösche im Sumpf eigentlich egal sind. Einer, dem es egal ist, dass da Lebewesen an Lebensraum verlieren, dass da irgendwann die Frösche aussterben werden und es auch keinen Nachwuchs mehr gibt. Einer, der keine Lust hat, sich mit den langfristigen Folgen seines Projektes zu beschäftigen. Einer, der es nicht zulassen will, dass etwas oder jemand seine Pläne in Frage stellt.

Was soll man davon halten, wenn Menschen als Kirchenleitung offiziell das christliche Menschenbild vertreten (sollten) und dann über ihre Mitarbeitenden in solchen Bildern reden?

In eigener Sache

Liebe Leser*innen,

wenn Sie Lust haben, uns zu schreiben, schicken Sie bitte eine Mail an unseren Schriftleiter unter:

christianweitnauer@gmx.de

Wir freuen uns auf Ihre Beiträge.

Ihre Redaktion

Ob ich Angst habe vor der Einschränkung der Versorgung, die auf uns zukommt, kann ich noch nicht sagen. Dazu weiß ich viel zu wenig, und das wird sich wohl auch nicht ändern bis zum Zeitpunkt des ersten Rentenbescheides (fürchtet eine Pfarrerin, deren Nettogehalt nach der Verwitwung weniger wurde (neue Steuerklasse) und die auch zwei Monate vorher noch nicht den genauen Betrag ihres zukünftigen Nettogehaltes erfahren konnte). Allerdings gehe ich davon aus, dass das für Kolleg*innen, die Familienzeiten hatten oder lange die Stelle geteilt haben, auf alle Fälle sehr eng werden kann, ebenso für „klassische“ Pfarrersfamilien, wo der Nicht-Pfarrer auf Berufstätigkeit verzichtet hat, um den Pfarrer zu unterstützen.

Aber wovor ich definitiv Angst habe ist, dass der Satz von den Fröschen tatsächlich die Haltung einiger kirchenleitender Organe widerspiegeln könnte. Denn was das für das gesamte kirchliche Leben bedeuten würde, mag ich mir kaum ausmalen. Ich wünsche mir also, dass auch Entscheidungsträger in den höheren Ebenen nicht vergessen, dass sie nicht nur über Zahlen, sondern auch über Leben, Lebensraum, Lebensstil und das Ergehen von Lebewesen entscheiden.

*Pfrin. Almut Weisensee,
Himmelkron*

Offener Brief: Landesstellenplanung – quo vadis?

Jörg Sichelstiel, Dekan
Pfarrhof 3
90762 Fürth, den 29.10.18

Sehr geehrter Herr Oberkirchenrat
Reimers,

ich freue mich, dass Sie mit Schwung und der Bereitschaft neu zu denken

Ihr neues Amt anpacken. Deshalb wende ich mich mit einem offenen Brief an Sie, weil mich weder die Steuerungslogik noch die Strategie der neuen Landesstellenplanung überzeugen.

Die Gesamtzahl der Stellen: Defizitäre Steuerungslogik und fehlende Strategie

Behauptet wird, dass nach Bedarf gesteuert werde. Die sog. Pastorationsdichte soll im Vergleich zur Landesstellenplanung 2010 unverändert bleiben. 10% weniger Gemeindeglieder – 10% weniger Bedarf. So die These, die aber nicht der Realität entspricht. Das wissen Sie als ehemaliger Gemeindepfarrer und Dekan sehr gut. Ein guter Teil der Arbeit von Pfarrerinnen und Pfarrern ist nicht von der Gemeindegliederzahl abhängig. Das weiß auch diejenige Formel selbst, mit der die Anzahl der Pfarrstellen für einen bestimmten Raum berechnet wird. Wächst eine Gemeinde um 50% von 2 000 auf 3 000 Gemeindeglieder, steigt die Stellenzahl nur um etwas mehr als 40%. Auch eine Schrumpfung wirkt sich nicht direkt proportional aus. 66% der Gemeindeglieder (von 3 000 auf 2 000 Ggl.) heißt 72% der Stellen (ohne Berücksichtigung der Gesamtreduktion um 10%!)¹. Hier liegt ein eklatanter Widerspruch vor, denn die Gesamtzahl wird berechnet, als ob 10% weniger Gemeindeglieder gleichbedeutend wäre mit 10% weniger Bedarf. Da meine ich: So kann es nicht gehen, das ist nicht logisch und nicht vermittelbar.

In Gesprächen erlebe ich an dieser Stelle dann immer den Hinweis auf zurückgehende Finanzen und auf fehlendes Personal in der Zukunft.

Was ich aber nicht höre, ist ein

¹ Berechnung aufgrund der Daten, die bei der Konferenz der Dekane/ Dekaninnen am Hesselberg am 08.10.18 vorgelegt wurden

Verständnis für die vorgebrachten Argumente. Ich erlebe den Verweis auf die beiden anderen Probleme als Ausweichen. Ich hoffe, dass Sie anders reagieren!

Selbstverständlich könnten auch die Finanzen oder die Personalressourcen zur Grundlage der Steuerung gemacht werden. Man muss sich entscheiden. Je nachdem folgen daraus entsprechende Instrumente.

Eine an der Finanzlage orientierte Steuerung könnte eine Dynamisierung der Stellenzahl vorgeben. Offensichtlich ist aber, dass die vorliegenden Überlegungen zur Landesstellenplanung keinen einzigen finanziellen Steuerungsparameter enthalten, denn weniger Gemeindeglieder haben in den zurückliegenden Jahren nicht weniger Kirchensteueraufkommen bedeutet. Weniger haben mehr bezahlt, aufgrund anderer Faktoren.

Auch eine primär an der Personalressource orientierte Planung wäre denkbar. Sie hätte als zentrales Steuerungsinstrument vielleicht wachsende Vakanzquoten zur Folge. Das würde aber nur Sinn machen, wenn die Landesstellenplanung Teil einer Gesamtstrategie für die Attraktivität des Pfarrberufs würde. Diese Strategie sehe ich aber nicht, sondern nur Teilantworten.

Man könnte die drei genannten Steuerungslogiken auch mischen. Rechenfreundinnen und -freunde könnten eine neue Formel entwerfen. Aber bis jetzt herrscht die erste Logik vor: Es wird eine Bedarfssteuerung behauptet, die aber mit erheblichen Defiziten versehen ist.

Gemeinsam ist den drei möglichen Ansätzen, dass es um ein technisches Verfahren der Anpassung geht. Der Personaleinsatz wird unterschiedlichen Vorgaben ange-

passt. Offen bleibt damit aber die Hauptfrage: Ist zur Erfüllung der Grundaufgaben mehr oder weniger (bzw. welches) Personal nötig? Es fehlt eine Begründung dafür, warum im Bereich des theologischen und theologisch-pädagogischen Personals und damit vor allem im Feld der Ortsgemeinden Ressourcen abgebaut werden sollen.

Welches Ziel wird damit verfolgt? Und entspricht die Steuerungslogik diesem Ziel? Eine zukunftsorientierte Strategie sehe ich nicht. Das macht mir Sorgen: „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“.

Die Stellenzahl für einen bestimmten Raum: Evangelische Verengung

Ein strategisch bedenklicher Punkt besteht in der Raumformel selbst. In die Berechnung der Anzahl der Stellen in einem bestimmten Raum (Dekanat) gehen die Zahl der Gemeindeglieder, der Kirchengebäude und der Fläche ein. Abgesehen davon, dass die Fläche m.E. überproportional gewichtet wird, fehlt ein gewichtiger vierter Faktor. Gemeinden in einem Raum, in dem sonst niemand mehr wohnt, hätten dieselbe Anzahl von Pfarrern und Pfarrerinnen wie gleichgroße Gemeinden in einer Minderheitensituation. Katholische oder konfessionslose Menschen erfordern aber auch Zeit und Arbeit, sei es bei ökumenischen Feuerwehraweiheungen oder in der religiösen Erziehung im Kindergarten oder bei Kooperationen in sozialpolitischen Fragen. Und wenn wir sowohl die Ökumene ernst nehmen als auch das Ziel, „den Menschen“ einen einfachen Zugang zur Liebe Gottes zu vermitteln, dann müsste in der Rechnung der Anteil konfessionsloser Menschen besonders hoch gewertet werden. Die Formel aber kennt nur evangelische Menschen.

Konsequenzen

Der Anspruch, die Landesstellenplanung nach Bedarf zu steuern, wird nicht erfüllt. Sowohl die Gesamtformel als auch die Raumformel sollten neu gefasst werden, und zwar in einem strategischen Sinn. Denn die Landesstellenplanung sollte kohärenter Ausdruck der Aufgabenorientierung sein, und nicht nur eine falsche Verlängerung vermeintlicher Bedarfszahlen.

Wir arbeiten alle gerne. Die Motivation von Pfarrerinnen und Pfarrern ist ein hohes Gut und ein Schlüsselement dafür, die Liebe Gottes zu verkündigen und Menschen einen einfachen Zugang zu ihm zu erschließen. Kürzungen ohne überzeugendes Narrativ greifen diese Motivation an. In einer Zeit, in der genug Geld und genügend Personal da ist, soll eine 10%-Kürzung nicht nur beschlossen, sondern auch noch umgesetzt werden (falls die Landesstellenplanung wie bisher geplant 2020 beschlossen und mit einer Umsetzungsdauer von 3 Jahren versehen wird). Das ist nicht gut vermittelbar.

Ich bitte Sie als Personalreferenten deshalb darum, die Landesstellenplanung in diesem Licht noch einmal grundlegend zu überdenken. Dafür braucht es Zeit, d.h. dass der Zeitplan neu bestimmt werden müsste.

Mit herzlichen Grüßen

Jörg Sichelstiel

Ce: Landessynodale Dekanat Fürth; Regionalbischof und Regionalbischofin Kirchenkreis Nürnberg; Dekane Günter Saalfrank und Stefan Blumtritt; Präsidentin der Landessynode; Vorsitzende des Pfarrervereins; Korrespondenzblatt

Bücher

Johannes Lähnemann, Lernen in der Begegnung, Ein Leben auf dem Weg zur Interreligiosität. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2017, 304 S., 53 Abb., 25.- €

„Lernen in der Begegnung“ – der Titel ist Programm. Wer in der Begegnung lernen will, sollte keine Vorurteile haben, neugierig sein, keine Angst vor Fremdem, Ungewohnten haben, die eigene Position kritisch bestimmen und reflektieren können. Lähnemann nennt das zusammenfassend „Entdeckungsreise“. Wie hat sich dieses Programm bei ihm entwickelt? An Anfang steht die Geborgenheit einer Identität im protestantischen Pfarrernhaus, mütterlicherseits „seit vor der Reformation“ wie der Bruder Martin einmal sagte (S. 12), und väterlicherseits durch den Beruf des Vaters. So stark ist diese identitätsstiftende Phase im Leben des Kindes, daß der 10-Jährige weinend aus einer katholischen Messe flüchtet, erschreckt durch die Übermacht des Fremden, und sich erst wieder im protestantischen Gottesdienst beruhigt. So legt sich ja die Frage nahe, welche Begegnungen es waren, die das Lernen ausgelöst, verstärkt und mehr und mehr zum Prinzip geführt haben, das den Autor bis heute schließlich zur anerkannten Autorität im interreligiösen Dialog machte.

Die Begegnung mit der späteren Ehefrau Susanne spielt da eine fundamentale Rolle. Die Tochter des Althistorikers und Archäologen Dörner hatte früh den kulturübergreifenden Hintergrund ihrer Eltern erfahren, deren Ehe in Istanbul begonnen hatte (S. 65). Kennzeichen war vor allem ein angstfreier Um-

gang mit dem ganz Anderen. Vollends im Arbeitsgebiet ihres Vaters im Osten der Türkei bewährte sie sich im Umgang mit Türken und als junge Köchin für die 30 Personen umfassende kurdische Belegschaft einer Ausgrabungsexpedition. Höhepunkt dieser Begegnung wurde für den gerade examinierten Theologen seine Verlobungsfeier im kurdischen Dorf mit seiner humanistisch gebildeten Gymnastiklehrerin. Auch wenn Lähmann später mit bedeutenden Vertretern des Buddhismus, Hinduismus und weiterer Religionen Begegnungen und Austausch erfuhr – der Islam blieb lebenslang seine Bestimmung. Das belegen eine Fülle von Lehrveranstaltungen und die umfangreiche Bibliographie. Sie belegen auch das Interesse des Autors an der Vermittlung seiner Begegnung an junge Menschen (S. 70). – Eine ganz andere Begegnung wurde prägend: Willi Marxsen, der theologische Lehrer. Seine Methoden der Bibelauslegung – von Rudolf Bultmann herkommend – eröffneten dem Studenten völlig neue Herangehensweisen an die Bibel als auch an die Glaubensfragen in seiner Tradition, zugleich aber auch die Möglichkeit des Gesprächs mit Andersdenkenden. Ein Glück für ihn, daß er in Marxsen auch einen fördernden Doktorvater fand. Später dann wurde Hans Küngs „Weltethos“ wichtig für die Weltreligionen-Thematik. Für das weiterführende Denken über Religion überhaupt zitiert Lähmann dabei aber immer wieder Bonhoeffers „beten und das Gerechte tun“ als Markstein in seinem Umgang mit anderen Religionen.

Begegnung mit dem Tod. Praktika während des Studiums führten den jungen Theologen in die Nähe von psychisch Kranken und zu medizinischen Fragen. Der Tod griff aber auch in das eigene Leben mehrfach ein. Wenige Wochen nach seiner Geburt fiel der Bruder der Mutter in Russland – eine schwere Er-

Liebe Leserin, lieber Leser!

Bahnfahren ist für mich eine kreative Zeit; das haben Sie wohl schon gemerkt. Dieses Mal eine Begebenheit aus dem Zug nach Treuchtlingen. Eigentlich eine sehr normale Fahrt, Nahverkehr, alltäglich. War es vor einigen Wochen aber nicht. Es gab einen Notarzteinsatz am Gleis. Wir mussten zwei Stationen mit dem Taxi zurücklegen. Und dann war ungewiss, wann es weitergeht. Eine unvorhergesehene Situation.

Mir gegenüber saß meine Frau. Schön, dass wir miteinander fahren konnten. Schön, dass es ihr wieder besser ging. Wenige Tage vorher war bei ihr eine Infektionskrankheit ausgebrochen, nichts Lebensgefährliches, eher Lästiges, auch nicht weiter ansteckend, aber losgegangen wie eine Zeitbombe, irgendwann. Die Keime, sagt die Medizin, trägt man in sich und nach Jahrzehnten vermehren sie sich vielleicht einmal. Unvorhergesehen.

So ist das Leben. „Planen Sie Zeit für Unvorhergesehenes.“ Ein weiser Aus- oder Fortbilder hat mir das einmal gesagt. Wann und warum das Unvorhergesehene kommt, dafür sind die Analytiker da. Oder die Pathologen. Vieles hat eine Vorgeschichte. Manches auch nicht. So leben wir. In den Tag hinein. Denn wenn man sich dauernd vor Augen führen würde, was alles passieren könnte, könnte man verrückt werden.

Was hält einen? Hirn verwenden und Gott für das Schöne danken. Das Tageslicht. Den elektrischen Strom. Das Lächeln der Gattin. Die Zeitung. Oder dass unvorhergesehen die Wetterstation doch wieder funktioniert. Kurz vor dem Wegschmeißen.

Unterwegs mit Ihnen Ihr
CW

schütterung der gesamten Familie – auch im Blick auf ihre Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus. „Wir wollten national sein und wir wollten sozial sein“ (S. 13), so kennzeichnete der Vater seine anfängliche Einstellung beim Aufkommen des Nationalsozialismus, um sich dann aber bereits 1934 der Bekennenden Kirche anzuschließen. Das 3. Kind der jungen Ehe starb 1974 nach 13 Lebensmonaten am plötzlichen Frühkindtod. Ehefrau Susanne starb im 62. Lebensjahr an einer unheilbaren Krankheit. Bruder Martin, mit dem Lähmann sich zeitlebens verbunden wusste, starb vor wenigen Jahren. Schließlich starb – auch vorzeitig – ein Weggefährte, Peter Athmann, der „eine kaum zu füllende Lücke“ hinterließ. Die vielfältige Begegnung mit dem Tod fordert die Begegnung mit sich selbst heraus, Bewusstwerden der

eigenen Wurzeln, des Gehaltenseins im Glauben. Bonhoeffer wird auch hier zum Vorbild. Dann die Kräfte der Musik – L. ist leidenschaftlicher Waldhornbläser, Organist und Pianist – dürfen nicht fehlen. Und das Leben bestätigt dies: die Kinder-schar darf sich wieder vergrößern, Enkel wachsen heran. Und es tritt auch wieder eine Ehepartnerin ins Leben, Sabine Schulz-Pillgram, Lehrerin in Goslar.

Begegnung mit dem Tod – Gehaltensein im Leben: man kann sich vorstellen, daß diese Fragen natürlich auch in den interreligiösen Dialog Lähmanns eingehen. Denn das Programm „Begegnung“ führt ja gerade zu der Erkenntnis, daß es „wichtig ist, die Religionen nicht nur als Lehrgebäude erscheinen zu lassen, sondern als lebendige Größe mit einer inneren Pluralität. Soweit

möglich, sollte Lernen in der Begegnung realisiert werden" (Nürnberger Forum 2003 – S. 175)

Lähnemann ist ein begnadeter Erzähler. Zeitgenossen, die an einer bewusst evangelischen Familiengeschichte im II. Weltkrieg zwischen Nationalsozialismus und Bekennender Kirche interessiert sind, kommen voll auf ihre Kosten. Geisteswissenschaftler, besonders Theologen, die selbst die Ära Barth-Bultmann an den deutschen Fakultäten erlebt haben, dürfen viele vertraute Wege mitgehen. Gerade diese Passagen empfehlen das Buch als glaubwürdige Zeitgenossenschaft. Die reichlich beigefügten Fotos bestätigen das. Wer aber vor allem die Entwicklung in der Bildungsfrage vom interreligiösen Dialog bis zur Friedenserziehung dargelegt bekommen will, findet reiches Material, da dankenswerterweise sehr viele Beschlussdokumente der Weltkonferenzen „Religions for Peace“ und der Nürnberger Foren im Original wiedergegeben werden. Für alle, die sich für den interreligiösen Dialog allgemein interessieren, ist diese Autobiographie ein Kompendium an Material – und eine Ermutigung, darin nicht nachzulassen.

Franz Peschke, Heroldsberg

Einen Engel schick ich dir. Himmlische Grüße und Gedanken, ausgewählt und zusammengestellt von Marlene Fritsch. Verlag am Eschbach 2012, 41 Seiten, mit vielen farbigen Darstellungen. ISBN: 978-3869171418

Es geht in diesem Buch um Aussagen über die Engel und ihr verborgenes Wirken, um Beschreibungen, Gebete, Worte der Sehnsucht (z. B. von Richard Riess). Jedem Text auf einer Seite entspricht ein Gemälde von Julia Stankova aus Bulgarien. Als erwachsene Frau, atheistisch erzogen, entdeckte sie, dass es

mehr gibt zwischen Himmel und Erde als unsere Schulweisheit sich träumen lässt. „Mit meinen Bildern möchte ich diese Erfahrung mit anderen teilen. Malen ist ein spiritueller Weg für mich“. Ihre Bilder sind in ihrer stillen Aussagekraft berührend und vermitteln Geborgenheit und die geschenkte Gewissheit der helfenden und bergenden Nähe Gottes. Text und Bilder dieses Büchleins, immer wieder betrachtet, machen es zu einer Kostbarkeit. Mögen viele Leserinnen und Leser diese Kostbarkeit entdecken.

*Martin A. Bartholomäus,
Neuendettelsau*

Ankündigungen

Bayerische Pfarrbruderschaft

■ Januartagung der Bayerischen Pfarrbruderschaft anlässlich des Karl-Barth-Jahres 2019:

■ „Karl Barth und das Nichtige“ mit Prof. Matthias Wüthrich (Zürich)
07.01.19, Nürnberg-St. Jobst (Äußere Sulzbacher Str. 146)
Kosten: 20 €
Anmeldung bei Pfr. Mark Meinhard, Tel. 09172 4748902 oder pfarrbruderschaft@elkb.de

Diakonie.Kolleg Nürnberg

■ infoBasiswissen Betriebswirtschaft – Zwei Module
Vermittlung von betriebswirtschaftlichen Grundkenntnissen
Prüfung für Stufe A Europäischer Wirtschaftsführerschein möglich.
Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Nürnberg.
28.02.–02.03.19,
29.–30.03.19, Nürnberg
Referent: Uwe Kaspers

■ Gesprächsführung für Führungskräfte

Gerade in konfliktträchtigen Gesprächen ist es wichtig, sich kompetent und sicher zu bewegen.

21.03.19, Stein bei Nürnberg

Referent: Roland Andert

Information und Anmeldung:
Diakonie.Kolleg.Bayern
Tel. 0911 9354-412
@diakoniekolleg.de
www.diakoniekolleg.de

EBZ

Bad Alexandersbad

■ Gott im Prozess der Wirklichkeit – eine Einführung in die Prozesstheologie (Theologischer Tag)

Die Prozesstheologie bietet für viele theologische Grundsatzfragen (Evolution und Schöpfungsglauben, Theodizee, etc.) hilfreiche Lösungsansätze. An diesem theologischen Studientag geht es darum, prozesstheologisches Denken zu begreifen und kritisch zu befragen.

03.–04.02.19

Leitung: Dr. Peter Hirschberg, Pfarrer
Kosten: 95,00 EUR im Einzelzimmer

■ „Suche den Frieden und jage ihm nach“ (Ps 34, 15)

Kalligrafie-Workshop zur Jahreslosung 2019 für Anfänger und Fortgeschrittene, Materialien können im Kurs erworben werden.

04.–06.01.19

Leitung: Andrea Wunderlich, freischaffende Künstlerin und Kalligrafin, Goldkronach

Kosten: 195,00 EUR im Einzelzimmer

■ Biblische Erzählfiguren herstellen und ausprobieren (Egli-Figuren-Wochenende)

Neben der Herstellung der Figuren, mit denen biblische Szenen, aber auch moderne Geschichten dargestellt werden können, steht der Aufbau diverser Situationen auf dem Programm.

Kursteil 1: Herstellen von Figuren

25.–26.01.19

Kursteil 2: Herstellen von Zubehör

26.–27.01.19

Kosten: pro Kursteil EUR 135,- im Einzelzimmer, gesamt EUR 232,- im Einzelzimmer
Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad, Tel. 09232 9939-0, info@ebz-alexandersbad.de www.ebz-alexandersbad.de

EBZ Hesselberg

■ **Silvester – begegnen, feiern, erleben**
Thema „Suche Frieden und jage ihm nach!“

30.12.18 – 01.01.19

Den Übergang von einem Jahr zum anderen bewusst erleben und in einer großen Gruppe feiern, das können die Teilnehmenden an diesen Tagen. Frühzeitige Anmeldung empfiehlt sich. Leitung: Simone Gries, Werner Hajek, Pfrin. Beatrix Kempe, Dr. Christine Marx, Pfr. Christoph Seyler

■ **Melodie der Farben Veeh-Harfen Wochenende (Mittelstufe/Fortgeschrittene)**

04.– 06.01.19

Gespielt werden Lieder aus der Notenmappe „Farbtöne“ von Lieselotte Blinn. Die benötigten Notenmappen können im Kurs erworben werden. Die eigene Veeh-Harfe ist mitzubringen. Leitung: Johanna Greulich (Murnau), autorisierte Veeh-Partnerin; Ralf Richter (Murnau), Referent Veeh-Harfe/Gitarre

■ **Mit der Bibel ins Jahr starten: Kraftquellen**

11.–13.01.19

Die Teilnehmenden werden sich am Anfang des neuen Jahres Kraftquellen vergegenwärtigen, die biblische Texte vermitteln können.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe, Theologische Studienleiterin am EBZ Hesselberg

■ **Singfreizeit**

18.–20.01.19

Die Teilnehmenden (gerne auch Gruppen und Kirchenchöre) proben mehrstimmige geistliche Chormusik aus verschiedenen Epochen: von Barock über Romantik bis hin zur Moderne. Zum Abschluss werden die Chorwerke am Sonntagvormittag gemeinsam in einem Gottesdienst zur Aufführung gebracht.

Es wird darum gebeten, bei der Anmeldung bereits die Stimmlage anzugeben.

Leitung: KMD Andreas Hantke (München)

■ **Gesundheitswoche für Frauen**

20.– 24.01.19

Ganzheitliche Erneuerung ist anvisiert, mental und körperlich auch durch diverse Massagen, die gesondert gebucht werden müssen. Die gesunde und abwechslungsreiche Verpflegung trägt zum Wohlfühlen bei.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ **Essen im Einklang mit Körper und Seele**

26.01.19

In diesem Tagesseminar soll aufgezeigt werden, warum Diätversuche scheitern. Die Teilnehmenden können so gemeinsam nachdenken, was der wahre Hunger sein könnte, der hinter dem eigenen Essverhalten steckt. Im Anschluss an den Tag sind die Teilnehmenden selbst gefragt, die nun vermutlich gewonnenen neuen Ideen und Einsichten ins eigene Leben umzusetzen.

Leitung: Erika Vorlaufer (Crailsheim), Heilpraktikerin für Psychotherapie

■ **Veeh-Harfen-Schnuppertag „Mut zur Musik“**

02.02.19

An diesem Tag kann man ein neues Instrument kennen lernen, dem auch ohne musikalische Erfahrung in kurzer Zeit schöne Klänge zu entlocken sind.

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen; Tel. 09854 10-0; Fax 09854 10-50; info@ebz-hesselberg.de www.ebz-hesselberg.de

Bitte

Für einen guten Mitgliederservice bitten wir alle Mitglieder, Adressänderungen sowie Änderungen ihres Dienstverhältnisses rasch an die Geschäftsstelle weiterzugeben, Adresse im Impressum.

Vielen Dank für Ihre/eure Mithilfe.

Der Hauptvorstand

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ **Hoher Advent und Weihnachten – Gregorianikwochenende**

Wir wollen Psalmen kennen lernen im gemeinsamen Singen, im Suchen nach den Wurzeln und im Achten auf ihre Schönheit, Kraft und Struktur.

14.–16.12.18

Leitung: Sr. Dorothea Beate Krauß CCR
Kursgebühr 120 €

Unterkunft und Verpflegung 153 €

■ **Einzelexerzitien in der Gruppe**

Biblische Impulse, persönliche Gebetszeiten, Schweigen, Leibarbeit und Begleitgespräche gehören zum Rhythmus der Tage, eingerahmt von den Gebetszeiten und Gottesdiensten der Communität.

02.–06.01.19

Begleitung Sr. Ruth Meili CCR, Leibarbeit Sr. Elisabeth Ester Graf CCR

Kursgebühr 155 €

Unterkunft und Verpflegung 284 €

Anmeldung nach telefonischem Vorgespräch:

Sr. Ruth Meili CCR, Tel. 09323 32-157

■ **Mache Dich auf und werde Licht ... – Tanzkurs zu Epiphania**

Körperspürarbeit und stille Zeiten wechseln sich mit dem Tanzen ab. Vorkenntnisse sind nicht erforderlich.

03.–06.01.19

Leitung Petra-Maria Knell

Kursgebühr 165 €

Unterkunft und Verpflegung 238 €

Anmeldung unter:

Geistliches Zentrum Schwanberg

Rezeption

97348 Rödelsee

Tel.: 09323 32-128

E-Mail: rezeption@schwanberg.de

www.schwanberg.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freud & Leid

Geboren:

Simon Jonathan Bienk, Kind von Pfrin. Katja und Pfr. Frank Bienk (Bächingen an der Brenz), am 10.08. in Günzburg

Herzliche Glück- und Segenswünsche!

Gestorben:

Pfr. i. R. Ulrich Seiler, 86 Jahre, zuletzt München-Pasing, am 19.06. in Unterhaching (Witwe: Lieselotte)

Pfr. i. R. Adolf Hübner, 85 Jahre, zuletzt Katzwang II, am 10.09. in Regensburg

Pfr. i. R. Siegwart Berendes, 88 Jahre, zuletzt Neukirchen bei Sulzbach-Rosenberg, am 18.10. in Amberg (Witwe: Elfriede)

R. I. P.



Herausgeber und Redaktion wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein recht frohes und gesegnetes Weihnachtsfest 2018 und Neues Jahr 2019.

Herzlichen Dank für Ihre Beiträge, liebe Autorinnen und Autoren!

Letzte Meldung

Vor dem RU, 7.50 Uhr: Es klopft.

Kind: „Du, kann ich dich mal allein sprechen... ich möchte dich was wegen des ‚Krabben-Bus‘ fragen. Weil, die sind doch immer so gruselig... Kennst du den ‚Krabben-Bus‘ auch?“

Ich total verwirrt: „Die Krabben, die es in der Nordsee gibt? Die zum Essen...?!“

Kind erstaunt: „Kennst du keinen ‚Krabben-Bus‘...?! Na der, der immer mit dem Nikolaus kommt...“

Ach so. Das Kind wollte mir was über den KRAMPUS erzählen.... Wie wäre das Kind im Donau-Ries auch auf einen ‚Krabben-Bus‘ gekommen. Tja, Hörfehler, die es in sich haben...

Aus dem Kollegenkreis

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.), Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt (Donau), Tel.: 0162 8462658
Mail: christianweitnauer@gmx.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth), Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.

Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg ob der Tauber, Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den

Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor

Geschäftsstelle:

Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg

Tel. 0821 569748-10, Fax: -11

info@pfarrverein.de

www.pfarrverein-bayern.de